

Der Schatzgräber.

Eine heitere Schloßergeschichte von Frik Brentano.

Nun war der alte Kapellbauer schon fast drei Jahre tot und Monika, die junge Bäuerin, war noch immer Witwe.

Die Monika kam als blutjunges Ding auf den Kapellhof, seit uralten Zeiten so geheißen, von wegen einem alten, halberfallenen Gebetshaus, das auf dem Grundstück des Bauern stand, und längst nicht mehr im Gebrauch war.

Der Alte hatte das fest versprochen, allein bald herausgefunden, daß es nicht so leicht sei, eine lebensfrische Dirn zu behüten, wie etwa eine Lieblingskätzchen.

Und als er an einem Kirmestag wieder einmal von seinem Tisch in der Ecke des Wirthshauses aus dem Tanz der Jungen und Alten zuschaute und sah, wie die Burtschen, zum Acker der übrigen Weibchen, sich nur um die Monika drängten und diese aus einem Arm in den anderen slog, da überkam ihn ein Gedanke so plötzlich und so heftig, daß er unwillkürlich sein rothfarbtes Schnupftüchlein herauslangte und sich damit seinen schon hart lahmgewordenen Schädel abwuschte.

„Nessas, Nessas!“ murmelte er vor sich hin, „wenn das ginge, das wär' ich's g'scheit! So wär' all meiner Sorge los um die Dirn. Freilich werden's lachen im ganzen Ort und an allen Narren boosen, aber das scheert mi' nix. I bin mein eigner Herr, hab nit Kind, nit Kegel, und wenn nur die Monika mit nimmi, dann kann mir die ganze andere G'schicklichkeit den Bueckl runter rutschen.“

Und die Monika nahm ihn wirklich. Denn sie war ein g'scheites und praktisches Dirndl, und als sie am anderen Morgen nach dem Kirmestag der Bauer in seine Stube rief und sie ohne lange Vorrede fragte, ob sie heute mit ihm zum Hofe gehen wolle, da war sie freilich zuerst erschrocken.

„No, wann's mi moagst, woll'n mer's in Gottesnamen miteinander versuchen.“ Und es war ganz gut gegangen. Anfangs hatte man im Dorf allerdings über das ungleiche Paar viel geredet und gespottet, allein da bekanntlich alles ein Ende nimmt, so auch das hiesige Gerede.

Lange freilich sollte er sich seines Glückes nicht erfreuen — nur fünf kurze Jahre, während welcher Zeit sie friedlich und gemüthlich mitammen gelebt hatten, ohne daß sich eine besondere Verlebenschaft zwischen ihnen bemerkbar gemacht hätte.

„Du glaubst?“ rief er jetzt die Bäuerin. „Ja, warum traut' r sich denn nicht? Mei Gott, die Mannesleut' sun doch junn' nüt' so zag!“

„Der Franzel ist aber nüt' so wie die anderen“, antwortete die Kreszens, „und da mußt halt du scho a' Wörtl' mit'n reden.“

„Ach, du moanst wohl, ich soll mich dem Buaben anbieten“, rief die Bäuerin. „I na, sowas gib's nüt, Kreszens, un wann i mei Lebtag toan Moan mehr triaget!“

„Einem Augenblick schweig die Alte, dann sagte sie: „Na, moanst' n' wirtli gern host, Bäuerin, dann will i mit'n reden.“

Ein Jahr lang hat sich die Monika, soweit ihr dies ihre Wirthschaft erlaubte, in einer gewissen stillen Zurückgezogenheit auf ihrem Hof gehalten und nur selten sah man sie in dem etwas abseits liegenden Dorf. Aber die rechte Ruh hat's deshalb doch nicht gefunden, denn noch waren keine sechs Wochen über dem Begräbniß ihres alten Matthias hingegangen, da stellten sich schon jene rührigen Männlein und Weiblein bei ihr ein, denen keine Trauer, und sei sie noch so echt, heilig ist — die Beirtheilsmittler und Vermittlerinnen, die die junge Kapellbauerin als einen absonderlich fetten Willen erachteten, den sie gern geschluckt hätten. Erst vereinzelt und sparsam, dann dubeinander und zu dringlich hatte sie sich eingefunden

und der Wittwe alle möglichen und unmöglichen Kandidaten vorgeschlagen. Allein die Monika ging nit auf den Keim ihrer honigfüßen Worte. Und wenn sie sich auch sagte, daß sie auf dem Hof auf die Dauer nit allanig hausen, sondern einen Mann zur Seite haben müßte, so sollte diesen Mann doch kein anderer für sie aussuchen, am wenigsten so a' dalketer Ladel oder a' Weiserson, die sie um Verzente verhandeln wollten.

So um die Mitte ihres dritten Wittenjahres war der Franzel Gungler als Oberknecht auf den Kapellhof gekommen. Ein stattlicher Burtsche mit ehrlichen, blauen Augen, gab er sich im persönlichen Umgang mit ihr so a' bissel schüchtern und reschaul, während er im Dienst gar energisch war und selbst den präyigen Ochsentnecht, mit dem noch keiner fertig geworden war, binnen einer Woche klein getriegt hatte, so daß er ihm förmlich aus der Hand sprah.

„Es können auch ihrer zwoa ober dreie san, bei die Menge G'sind.“ „Aber die zwoa, do in die Karten, san a ganz apartes Paar“, erwiderte ernsthaft die Kreszens. „A jedes hat den andern gern und toaner traut sich's zu sagen. Ja un was siech i doan do? Die Ane is ja unsere Bäuerin, die — Monika!“

„Woas — woas“, fragte er erregt, „die Bäuerin hat oan Liebsten?“ „Sie hat schon oan“, antwortete die Alte, „aber der Ladel traut sich ja nüt' z'reden. Vielleicht moant er, sie soll ihm z'erst kimmern.“

„Dös schon nüt“, entgegnete eifrig der Burtsche. „Aber vielleicht is' r so zag, weil' r niedrig is un arm. Schau, Kreszens, unfer aamer hat auch feint G'gr'fühl un nüt' um die Welt möcht i zu der Monika hin treten un sagen: I hab di liab, willst mi zum Moan.“

„Ach, du Hallodri“, sprach lachend die Oberbin, „du also bist der Liebste, der nüt' reden mag?“ „Na freilich bin i's“, entgegnete der Franzel traurig. „I hab sie ja so viel liab, schon so lang, Kreszens, aber schau, wo soll a armer Knecht die Traut herkrigen, um die Kapellbäuerin z' freien. Ach, i hab scho oft g'lesen wie so oan armer Teufel oan Schaaq'g'unden hat — viel Gold und Silber — sigast, Kreszens, wann mir dös mal posfirt, do sollstst mi scho reden hören bei der Monika — aber, du lieber Gott, an unfer aanen timmt so was nüt.“

Die Oberbin schaute den Burtschen, der sich wieder auf die Ofenbank niedergelassen hatte, von der Seite an, dann meinte sie listig:

„Man Schag willst finden? Ja, mei Lieber, da duht' n' doch z'erst suchen. I wüßst scho aanen, wannst mi nüt' verrathen willst un den Muth hast ihn z'haben.“

Der Burtsche war aufgesprungen. „Muth hab i scho“, rief er, „aber du frozgest mit doch nur — gelt?“

„Na, da“, antwortete die Kreszens, „i red in Ernst, höre nur zu.“

Und nun erzählte sie dem erregt aufhorchenden Franzel eine gar schauerliche G'schicht von einem großmächtigen Schag, der in der alten Kapelle im Gutshof begraben liege. Alle drei Jahre in der Witternachtsstunde der Schloßernacht, un just in dem Jahr, feige der Schag aus der Erde, bewacht von einem schwarzen Hund mit feurigen Augen. Und wer es wage, um diese Stunde die Kapelle zu betreten und den Hund mit einem Spaten unter Anrufung der heiligen Dreieinigkei zu beschlagen, dem siele der Schag zu und er könne damit schalten und thun nach Gefallen.

„Na, übermorgen is Schloßernacht, häßt' scho die Kurafsch dich mit dem Hund einz'lassen?“, fragte die Alte, als sie ihre wunderliche G'schicht zum besten gegeben hatte, den Franzel.

„Mit'n leibhaftigen Satan, wann's gill, die Monika z' kriagen! I want' dir Kreszens, un dein Schaden soll's nüt' san, moan i den Schag heb.“

„Damit stürzte er hinaus, die Oberbin aber lockte ihm verschmitzt nach und dann schlurste sie in die Schlafstube der Bäuerin, mit der's noch 'ne lange Zwiesprach hielt.“

Der Schnee fiel in dichten Flocken, als in der Schloßernacht, kurz vor 12 Uhr, der Franzel über den Hof huschte, mit Beil und Spaten bewaffnet, um sein Schatzgräberentwurf zu befestigen. Freilich war ihm nit absonderlich wohl zu Muth bei dem Gebanten, den Kampf mit dem schwarzen Hund mit den Feueraugen aufzunehmen, aber es galt ja die Herzallerliebste zu gewinnen — also

Am Abend desselben Tages, die anderen waren schon zu Bett, sahen noch spät der Franzel und die Kreszens in der Wohnstube. Der Burtsche rauchte seine Pfeife und schaute melancholisch in das Feuer des großen Kamins, die Oberbin legte sich die Karten und blinzte von Zeit zu Zeit nach ihrem Gefährten hinüber.

„Schau, schau“, rief sie plötzlich so laut, daß der Franzel erschrocken aufsprang und fragte: „Na, woas hast' n' Alte?“

„A Liebespaar is im Haus“, antwortete die Kreszens, auf ihre Karten deutend.

„Soll' glaub i scho“, sprach lachend der Burtsche, zu der Oberbin tretend und neugierig die Karten betrachtend. „Es können auch ihrer zwoa ober dreie san, bei die Menge G'sind.“

„Aber die zwoa, do in die Karten, san a ganz apartes Paar“, erwiderte ernsthaft die Kreszens. „A jedes hat den andern gern und toaner traut sich's zu sagen. Ja un was siech i doan do? Die Ane is ja unsere Bäuerin, die — Monika!“

Der Franzel wurde plötzlich ganz blaß.

Neujahrs-Grüß.

Im Januar sei lebensfroh, Im Februar zufriednen, Der Monat März bescheere dir Das reinste Glück hienieden!

Verleb' in Wonne den April, In Seligkeit den Mai, Im schönen Juni sei vergnügt, Im Juli sorgenfrei!

In ungetrübter Heiterkeit Verbringe den August, September sei die Quelle dir Von freudreicher Lust!

Oktober schaff' dir Wohlergehen Und Segen der November — Bild' auf ein Sonnenjahr zurück Am Lehten vom Dezember!

wortete die Kreszens, auf ihre Karten deutend.

„Soll' glaub i scho“, sprach lachend der Burtsche, zu der Oberbin tretend und neugierig die Karten betrachtend. „Es können auch ihrer zwoa ober dreie san, bei die Menge G'sind.“

„Aber die zwoa, do in die Karten, san a ganz apartes Paar“, erwiderte ernsthaft die Kreszens. „A jedes hat den andern gern und toaner traut sich's zu sagen. Ja un was siech i doan do? Die Ane is ja unsere Bäuerin, die — Monika!“

Der Franzel wurde plötzlich ganz blaß.

„Woas — woas“, fragte er erregt, „die Bäuerin hat oan Liebsten?“

„Sie hat schon oan“, antwortete die Alte, „aber der Ladel traut sich ja nüt' z'reden. Vielleicht moant er, sie soll ihm z'erst kimmern.“

„Dös schon nüt“, entgegnete eifrig der Burtsche. „Aber vielleicht is' r so zag, weil' r niedrig is un arm. Schau, Kreszens, unfer aamer hat auch feint G'gr'fühl un nüt' um die Welt möcht i zu der Monika hin treten un sagen: I hab di liab, willst mi zum Moan.“

„Ach, du Hallodri“, sprach lachend die Oberbin, „du also bist der Liebste, der nüt' reden mag?“

„Na freilich bin i's“, entgegnete der Franzel traurig. „I hab sie ja so viel liab, schon so lang, Kreszens, aber schau, wo soll a armer Knecht die Traut herkrigen, um die Kapellbäuerin z' freien. Ach, i hab scho oft g'lesen wie so oan armer Teufel oan Schaaq'g'unden hat — viel Gold und Silber — sigast, Kreszens, wann mir dös mal posfirt, do sollstst mi scho reden hören bei der Monika — aber, du lieber Gott, an unfer aanen timmt so was nüt.“

Die Oberbin schaute den Burtschen, der sich wieder auf die Ofenbank niedergelassen hatte, von der Seite an, dann meinte sie listig:

„Man Schag willst finden? Ja, mei Lieber, da duht' n' doch z'erst suchen. I wüßst scho aanen, wannst mi nüt' verrathen willst un den Muth hast ihn z'haben.“

Der Burtsche war aufgesprungen. „Muth hab i scho“, rief er, „aber du frozgest mit doch nur — gelt?“

„Na, da“, antwortete die Kreszens, „i red in Ernst, höre nur zu.“

Und nun erzählte sie dem erregt aufhorchenden Franzel eine gar schauerliche G'schicht von einem großmächtigen Schag, der in der alten Kapelle im Gutshof begraben liege. Alle drei Jahre in der Witternachtsstunde der Schloßernacht, un just in dem Jahr, feige der Schag aus der Erde, bewacht von einem schwarzen Hund mit feurigen Augen. Und wer es wage, um diese Stunde die Kapelle zu betreten und den Hund mit einem Spaten unter Anrufung der heiligen Dreieinigkei zu beschlagen, dem siele der Schag zu und er könne damit schalten und thun nach Gefallen.

„Na, übermorgen is Schloßernacht, häßt' scho die Kurafsch dich mit dem Hund einz'lassen?“, fragte die Alte, als sie ihre wunderliche G'schicht zum besten gegeben hatte, den Franzel.

„Mit'n leibhaftigen Satan, wann's gill, die Monika z' kriagen! I want' dir Kreszens, un dein Schaden soll's nüt' san, moan i den Schag heb.“

„Damit stürzte er hinaus, die Oberbin aber lockte ihm verschmitzt nach und dann schlurste sie in die Schlafstube der Bäuerin, mit der's noch 'ne lange Zwiesprach hielt.“

Der Schnee fiel in dichten Flocken, als in der Schloßernacht, kurz vor 12 Uhr, der Franzel über den Hof huschte, mit Beil und Spaten bewaffnet, um sein Schatzgräberentwurf zu befestigen. Freilich war ihm nit absonderlich wohl zu Muth bei dem Gebanten, den Kampf mit dem schwarzen Hund mit den Feueraugen aufzunehmen, aber es galt ja die Herzallerliebste zu gewinnen — also

in Gottes Namen! Als aus der Dunkelheit das verfallene Gebäude auftauchte, das jahraus, jahrein kein Mensch betrat, stürzte er, denn aus dem Fenster blickte ein Lichtstrahl. Vor Aufregung zitternd, trat der Burtsche näher und tastete nach der Thüre, die er zu erblicken gedachte. Doch, was war das? Sie war nur angelehnt und als er sie entschlossen aufstieß und einen Blick in den erleuchteten Raum warf, fuhr er bestürzt zurück, denn fast des gespenstlichen Ungeheuers, das er erwartete, stand auf den morschen Altarstufen, mit schämig niedergebückten Augen, die Bäuerin und hinter ihr die alte Kreszens, die beim Anblick des verblüfften Franzel laut aufschrie und ihm entgegen rief:

„Na, du dalketer Bua, wie g'fallt dir der Schag? Gelt, du schauft? Und der Hund mit die feurigen Augen bin i — aber i möcht' mer schon ausbiten, daß' d' mi nüt' beschlagst!“

Was aber jetzt nachkam, mag sich a jeder selbst ausdenken. Nur noch soviel, daß, als die Dorfherd den Anbruch des Neuen Jahres ankündigte, es keine glücklicheren Menschen gab, als die Monika und ihr Franzel.

In der Sylvesternacht.

Stizze von W. Stadler.

Wir haben die Glasflammen ausgelöscht bis auf eine, deren Licht durch den dämpfenden grünen Seidenschleier schimmert. Die Gäste sind fort; über der blumengeschmückten Tafel scheint noch ein feines Gläserflingeln zu schweben und von der Straße her schallt ab und zu lautes fröhliches Rufen durch die Neujahrsnacht. Unsere beiden Mütter sind zur Ruhe gegangen, das ganze Haus schläft; bisweilen nur dringt aus der Küche ein halbunterdrücktes Röcheln; die Mädchen versuchen aus dem Blei die Erfüllung ihrer Herzenswünsche zu lesen. Wir beide sitzen in der Küche auf dem großen behaglichen Sofa bei einem leichten Glas und einer letzten Cigarette, mein Vetter Felix und ich. Wir sind in's vertrauliche Schwanen gekommen, wie es sich für ein paar alte Spielkameraden gehört, und gedanken halb lachend, halb wehmüthig der Zeit, da wir beide zusammen hinter die Schule gingen, der idyllischen Junge und ich, ein knabenhaft wildes Mädel. Wie wir Kämpfer und Prinzeßinnen spielten oder Brautpaar, wobei ich lange Mullgardinen hinter mir herzog und Schlingapflanzen durch das schwarze Kraushaar wand, das immer nicht recht gehorchen wollte. Einmal, wenige Jahre darauf, als wir bei einer fröhlichen Familienhochzeit im allgemeinen Jubel einander tüchtig küßten, entdeckten wir, daß wir wohl Einer für den Anderen so etwas wie die „erste Liebe“ bedeuteten.

Da aber hat uns das Schicksal getrennt, und nur in großen Rufen, seltener und seltener sind wir im Laufe der Jahre auf des Lebens Landstraße einander wieder begegnet, um ein paar flüchtige Grüßeworte zu tauschen, ein unzureichendes Mädel, zwei liebevolle Schwestern, sich's wünschten, den Wechsel des Jahres zusammen zu erleben, von dessen Feier sie jetzt ausruhen, während wir im vertrauten Plaudern nicht merken, wie rasch der Feiger weitertritt.

Das Schicksal, das an dem alten Spielgefährten gleichmüthig vorüberging, ohne ihm tiefes Weh und hohes Freuen zu bringen, hat mich tüchtig geaußt; und ein breiter Silberstreifen an den Schläfen erzählt von schweren Tagen und trostlos Nacht. Ich habe meinen Gatten und mein Kind begraben und mich von Herzen müde gefühlt, eine alte Frau von — 30 Jahren, bis es mir gelang, „aus meinen großen Schmerzen“ kleine Mädchen und Kinder zu machen, bis ich beariff, daß nur der das hohe Glück des Menschenlebens erkennt, der tief und schmerz gelitten hat. Und der alte starke Jugendmuth, die alte Lebensfreude erfolgte mich wieder, die mir in guten Zeiten oft die Brust zersprengen wollte, so daß ich es lernte,

mir selbst eine Welt zu schaffen und das Schicksal, das mich hatte zerbreden wollen, in meinen Dienst zu zwingen.

Und wie wir hier beide allein sitzen, während der matte Lampenschein das große prächtige Zimmer mit all seinem kostbaren Hausrath an schweren, geschmückten Eichenmöbeln, dichten Smyrnaeteppichen und zierlichem Bieuz-Sap auf Kredenzschrank und Wandbrettern, in mildes Dämmer hüllt, fühle ich ein tiefes Mitleid für den Jugendfreund, der sich überfluthen, dem das Schicksal, indem es ihm große Gefühle mißgönnte und große Leiden ersparte, durch kleine Alltagsärger die Kräfte lähmte, so daß er es nicht versteht, das Glück in seine Arme zu reißen, sondern wie früher seitab steht beim lustigen Treiben der anderen, um mit fehmüthigen Blauaugen herüberzuschauen!

Und ich denke daran, daß mir oft zu Muth ist, als könnt' ich, dem Ailas gleich, eine Welt der Schmerzen ungebeugt auf die Schultern nehmen und dann dem Schicksal lachend zurufen: „Ich bin doch noch härter als du!“

Und eine große Sehnsucht überkommt mich, ein heißes, tiefes Wünschen, dem treudelosen Mann neben mir die Sonne zu zeigen, die er allein nicht finden kann, ihm das Lachen unferer Kinderjahre wieder zu lehren, ein Glück schaffen, erkämpfen, erzwingen zu wollen und müht' ich's von den Sternen herunterholen! Und ich freue mich der Vorzüge, die mir in befreunden Kreisen nachgerühmt werden, und mein Herz schlägt rascher. Denn aus den Rauchwölkchen der Cigarette sehen mich freundliche Gesengeitlichen grüßend an — die lang entloffenen Geister der ersten Liebe!

Mein alter Spiegelnoß muß irgend etwas von meinen leisen Seelenregungen gewahrt geworden sein; vielleicht auch, daß ihm ebenfalls die wunderlichen Sylvestergeister etwas von der Weichheit und traumschwarmen Stimmung gegeben haben, die solchen Stunden leicht Gefährten sind. Jedenfalls fangen wir halb im Ernst, halb im Scherz davon zu reden an, wie es wäre, wenn wir uns nun doch noch heiratheten.

„Ich glaube fast, Kind“, sagt er fragend, „bei aller Hochachtung vor deinen Gaben und Kenntnissen, für die Ehe bist du verdorben, durch Selbstständigkeit und Erfolge.“

„Und ich glaube, eine große Liebe, ein volles echtes Menschenglück wäre mir tausendmal mehr werth, als das, was du „Selbstständigkeit“ und „Erfolge“ nennst — ein tägliches Surrogat!“

Ich spreche diese Worte sehr sicher und überzeugt. Aber als ich sie gesagt habe, fühle ich, daß sich ein leiser Zweifel in mir reut. „Eine große Liebe“ — kann sie denn den Alltag ertragen, der so schwer zu brüchen vermag mit all seiner erbärmlichen Kleinlichkeit? „Ein volles echtes Menschenglück“ — heißt das nicht: untergehen im engen Sorgen, im geistlichen Hunger und körperlicher Ueberfüttigung?

Mein Freund sieht mich erwartungsvoll an, während er überaus fragt: „Du würdest wirklich auf deinen Beruf, die Bethätigung deines Talents vollständig verzichten können? Nichts sein wollen als Hausfrau und Gattin?“

„Wenn ich bei mir selbst und bei dem Werber an ein großes, alles bezwingendes Gefühl glauben könnte — dann ja!“ sage ich nach einer langen Pause. Und im Fluge jagt blitzesgeschweide eine Reihe Bilder an meiner Seele vorüber: Der trauliche Schreibmichel daheim in meinem Arbeitszimmer, mit seinen großen Fenstern, durch die man Berge und Himmel sehen kann, seinen hohen Wappflanzeln und weißen Büsten, die Bilder der Dichter und Komponisten über meinem geliebten Instrument, die mächtigen Bücherregale an der Wand, meine Schüler in stiller Arbeit und endlich die frohen Wanderungen mit Rucksack und Appfod in goldener selbstverordener Freiheit!

Und das alles hingegeben für ein Leben in den engen vier Wänden, im ewigen Einerlei, keine selbstgefesteten Ziele mehr, kein Streben nach so schwer Erreichbarem: alles bequem, behaglich, sorgenlos, einschläfernd, geisttödtend!

Die große Standuhr in der Ecke hebt zum Schlage aus. Und wir lauschen beide ihrem hallenden Klang, der langsam, langsam dahinkirbt im dumpf bröhnenden „Gins“. Die Stunde der Geister ist zu Ende und auch diejenigen verwehen, ein flüchtiger Spuk, die sich „Jugendträume“ und „Erinnerungen“ nennen.

Ich erhebe mich müde, und mein schweres weißes Kleid schleppt über das Parkett. „Du hast wohl recht, ich passe nicht mehr dafür, denn den verflärenden Glauben fände ich nicht mehr.“ sage ich lächelnd, aber es ist mir bitter ernst zumuth. Und trotzdem wir uns fröhlich und heiter trennen, wissen wir, daß in dieser Sylvesternacht auch die Schicksalsgöttin an uns vorüberging, die unser heiter Lebensfaden in der Hand hielt, um sie gleichmüthig aus den Fingern gleiten zu lassen, als wir zauderten, sie vernüpfen zu sehen. Und wir wandern weiter, jedes seine Strafe, die „große Sehnsucht“ und den „großen Zweifel“ zu Wandergeossen erwählend.

Die gestohlenen Del-Briefe.

Beim Kartenspiel ist Nachspiel, worunter man die gegenseitige Kritik der Theilnehmer versteht, nicht gerade angenehm, wiewohl für die Umstehenden und Kibige eine recht plaftische Unterhaltung. Die Spieler aber können es gemeinlich nicht lassen. So geht es auch in der Politik. Wenn ein Wahleresultat längst bekannt ist, gibt es immer noch Leute, die eine Postmortem-Untersuchung für guten Zeitvertreib halten. Und demgemäß gibt es noch mancherlei Erörterungen. So zum Beispiel ist in Juristentreisen die Frage aufgeworfen worden, wie sich die Justiz zu den Heerführern Entschüllungen stellen sollte, die nachweislich auf Diebstahl von Dokumenten im Privatbesitz beruhen.

Ein Brief ist, laut juristischer Definition, literarisches Eigenthum, das dem Schreiber gehört und das der Dessenfänger zu übergeben weder der Empfänger noch sonst irgend jemand ohne des Schreibers Zustimmung ein Recht hat. Die hiesige Rechtsplege fußt dabei, wie durchweg, auf englischer Rechtsprechung, aus deren Präcedenz-Erfahrungen sich das als Grundfah ergeben hat. Auf Grund dieser sind mehrfach Einhaltsbefehle gegen Veröffentlichung privater Korrespondenz ohne Ermächtigung erlassen worden. Auch gilt als festgesetzt, daß unerbautete Veröffentlichung zu Schadenersatz berechtigt, dagegen ist es nicht so klar, ob wegen des Diebstahls ober der Annahme des gestohlenen Eigenthums kriminelle Klage erhoben werden kann.

Das Strafgesetzbuch des Staates New York, wo das Vergehen statthat, definiert Diebstahl als die widerrechtliche Wegnahme von persönlichem Eigenthum oder irgend eines Werthobjektes. Der Mann, der die Briefe stahl, mag demgemäß schwer zu verurtheilen sein, weil ein Werth derselben an sich nicht zu nachweisbar ist. Kaufmännische Korrespondenz kann eben nur relativen Werth haben. Die Thatsache aber, daß Herr Heers Geld, und vermuthlich viel Geld bezahlte, um der Briefe habhaft zu werden, muß natürlicherweise den Werthbeweis mit sich bringen. Nach dem Gesetzbuch ist das Stehlen von Briefen und anderen privaten Papieren nur ein Vergehen, nicht ein Verbrechen, für welches keine Unternehmung uns die vorliegenden juristischen Erörterungen die Erklärung schuldig bleiben. Somit wäre Herr Heers immerhin für ein Vergehen zu belangen und dem Strafgesetzbuch verurtheilt. Nach dem ungeschriebenen Kodex der Moral wird die öffentliche Meinung schon abgerührt haben. Es gibt Unschickliche in den Korrespondenzen. Der Mann, der in der Oeffentlichkeit steht, wird auch thun, wenn er sich der Mahnung Baines erinnert: Verbrannt den Brief. Den Delstruismagnaten wäre es ebenfalls sehr willkommen gewesen, wenn sie auch die Kopierbücher verbrannt hätten. Das Freigeühl, die Finger von Geschäftsgemeinheiten davon zu lassen, deren Verrath von allgemeineren Nutzen sein könnte, hat nicht jeder und wenn der Zweck die Mittel heiligt, darf Herr Heers sogar etwas auf seinen Einbruch in die intimen Angelegenheiten der Standard Oil Co. einbilden.

Guter Appetit.

Der stärkste Eßer unter den Prinzen von königlichem Geblüt ist entschieden der Herzog von Connaught. Aber obgleich er ungläubliche Mengen verfrachten kann, scheinen ihm die Speisen keinen besonderen Durst zu machen, denn er trinkt niemals Wasser, jedoch auch nicht viel Alkohol. Wie andere Leute sich vielfach für die Nacht ein Glas frischen Wassers an's Bett stellen lassen, damit sie während der Nacht nicht vom Durst gequält werden, wird dem Herzog von Connaught allabendlich ein kaltes Hahn von respektablen Dimensionen auf das Matratzchen gestellt, von dem in der Regel nur noch einige Knochen übrig geblieben sind, sobald der Morgen graut. Außer seinen fünf Mahlzeiten per Tag, und diese fallen reichlich aus, nimmt der Herzog noch zwei Mahlzeiten per Nacht. Die erste besteht in dem G'alt-Beer, der zur Sicherheit durch einige substantielle Getricke, wie Schinken, Cotelette's usw. verstärkt wird, und die zweite in der oben angeführten Sättigung im Bette.

Aphorismen.

Recht der ist auf der Welt verwaist, Dem Vater und Mutter gestorben, Sondern der für Herz und Geist Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Große Talente sind wie große liegende Güter; sie lassen sich nicht zu jeder Zeit gehörig verwerthen.

J. J. Mohr.

Mancher läßt nichts gelten, um selbst etwas zu gelten.

Schwierige Aufgabe.

Kindermädelchen (das vor Kurzem in eine mit Kindern stark besetzte Familie eingetreten ist, als sie vom Spielplatz heimgehen will): „Heute klappt mir's mit den Kindern wieder mal gar nicht: erst hatte ich eines zu wenig, und jetzt habe ich wieder eines zuviel!“